

Johann Heinrich Merck. Literarische Briefe

J. Merck





*Abb. 1: Johann Heinrich Merck, Italienische Landschaft mit Eselstreiber,
poussinesk. Tuschpinselzeichnung*

Johann Heinrich Merck

Literarische Briefe

*Herausgegeben und
mit einem Nachwort versehen
von Ulrike Leuschner*

Insel Verlag

Insel-Bücherei 1409

© Insel Verlag Berlin 2015

Literarische Briefe

Schreiben*) eines Landedelmanns über eine Stelle aus dem dritten Theil der Könige von Scheschian. an Herrn R. R. L. M. in A.

Wertheater Freund,

Da hab' ich, weil das Dachsgaben bey dem Regenwetter nicht fort will, des Herrn Wieland seine Könige von Scheschian gelesen. Der Mann muß in seiner Jugend viel ge-
reißt haben. Ich hätt' auf meinen Reisen in den Königreichen und Republicquen zwar das alles auch bemerken können; allein ich weis nicht wie's gieng. Ich glaub immer der Hofmeister, den ich hatte, taugte nichts. Nun wieder auf die Könige von Scheschian zu kommen, so steht, glaub' ich im dritten Band auf einer Seite, daß es ihn denn nicht wundere, daß die Großen schlimm wären, sondern das wundere ihn, daß sie nicht noch schlimmer wären. Da horchte ich gewaltig auf, wie er das sagte, und glaubte es würde noch viel Gutes hinten drein kommen; allein es kam nichts, und ein gescheuter Mann wie er, muß seine Ursachen gehabt haben, warum er den Discurs so platterdings abbricht. Ich

*) Aufrichtig mit unsern Lesern zu seyn, dieser Aufsatz wurde uns schon im Jahre 1773 zugeschickt. Wie es sich zufälliger Weise unter unsern Pappieren verlohren und erst neulich eben so von ungefähr wieder vorgefunden – all dieß verschlägt den Lesern nichts, wenn sie das Stück nur lesenswerth finden – wie wir aus Respect für sie alle nicht zweifeln wollen.

habe nun den Einfall gehabt, dem Herrn Wieland zu schreiben: er möchte mir doch seine Ursachen melden; allein ich habe gehört, er hat die böse Gewohnheit, wenn er jemand nicht kennt, so legt er die Briefe in seine Schublade, und schließt sie ein, ohne zu antworten. Deswegen schreib ich nun an Sie, und weil Sie ihn zuweilen doch in der Comödie sehen, so können Sie ihm den Brief weisen, wann Sie's vor gut finden. Das Allgemeine Geschrey, das die Leute immer über die Großen erheben, hat mich schon lange verdrossen. Es ist ein taubes Geschrey. Sie sagen: Einer sieht aus wie der andre. Das ist nicht wahr. Sie sind hartherzig, ahnensüchtig, grausam! Nun wenn sie's auch alle wären; so fragt doch keiner warum sie's sind, und obs nicht irgendwo steckt, daß sie alle so sind, das doch (in parenthesi) gelogen ist. In meinem 17ten Jahre hab' ich auch die gewaltige Wassermaschine zu Marly gesehen. Da setzte sich nun mein weiser Herr Hofmeister hin, und bemerkte mit übereinander geschlagenen Beinen, wie das übel wäre, daß diese Maschinen nur bey Feyerlichkeiten giengen, daß es oft stockte, daß es unsäglich viel zu unterhalten kostete, und daß am Ende das ganze Wesen, wens auch im besten Flor wäre, auf eine bloße Eitelkeit hinauslief.

Das Seufzen hätte nun jedermann eben so gut bewerkstelligen können. Mir kams nach Jahr und Tag immer so vor, daß er besser gethan hätte, gleich anfangs sich zu notiren, daß diese aus so verschiedenem Zeug componierte Maschinen nicht immer gleich gut seyn und dauern können, daß eine Materie die andere frißt, und daß, wenn der Mensch gerade gegen den Weg der lieben Natur hinauf marschirt, er das thut, was sie niemals thun wird, nem-

lich: er bringt mit großen Kosten etwas ganz Kleines auf die Bahn. Und wenn dieß die Großen überlegten, so liessen sie das Wasser nicht so hoch aus den Wallfischrachen in die Höhe sprützen; denn es muß doch wieder herunter, und sie liessens lieber gleich über die Erde weg lauffen, wie es unser Herr Gott haben will.

Mit dem Charakter der Großen scheint mirs wie mit der Wassermaschine zu Marly. Wenns nun einmal stockt, so soll man nicht lamentiren, sondern sichs inwendig ein Bißchen aufmachen und erklären lassen, wie so wunderliche Hebel und Räder ineinander eingreifen. Ich bin gewiß versichert, wenn man die erstaunliche Einrichtung gesehen hat, daß man das Critisiren bleiben läßt. Wenn ich einen Prinzenhofmeister sehe, so ziehe ich schon von weitem meinen Hut ab, weil das entweder ein sehr tugendhafter, oder sehr unglücklicher Mann seyn muß. Vielleicht kans auch beydes zusammen seyn, und in diesem Fall bin ich ihm doppelten Respect schuldig. So geh ich auch, wenn ich nach Hofe muß, bey der Prinzen Kinderstube, mit dem Schauer wie bey einem Kirchhof, vorbey. Das können recht sehr gute Kinder seyn, denke ich; allein wenn sie groß sind, so können sie doch nicht werden, was sie wollen. Und da fällt mirs heiß ein, was aus mir geworden wäre, wenn mein Vater einen Professor aus mir hätte machen wollen, und ich, statt auf den Anstand, nun auf den Catheder hinauf müßte. Und so gehts dem Erbprinzen: der muß regieren, wie ich hätte lesen müssen. Da fragt nun kein Mensch, ob er Lust und Lieb dazu hat, ob ers kann, oder so was; sondern er muß, weil er der Größte von den Brüdern ist. Wenn nun der Hofmeister auch alle Geschicklichkeit und Treue hat,

die Eltern auch in seine Vorschläge und Absichten entriren, und das Subject ist nicht darnach: wem soll man die Schuld geben? Die zwey vördersten Dinge, die ich da zusammenstelle, sind zwar bald aufs Pappier gesetzt: aber sie in natura zusammenzutragen, davor geb Ich mich nicht aus. Setzt nun aber auch, das Subject sey gut, vortreflich: so gebt nur acht, wie man ihm aus guter Absicht alle Wege abschneidet, gescheut zu werden. Man will, er soll allzeit geschickt aufstehen, aber man will ihn niemals fallen lassen: er soll ja nicht wie andre Menschen durch Schaden klug werden. Da rückt ihm die Gouvernante schon alles aus dem Weg, womit er sich Leids thun konnte: giebt ihm ja kein Stückchen Fleisch mehr, als er haben soll. – Wär' er gefallen, hätt' er wegen dem Wasserplätschern die Stube hüten, und weil er zuviel gegessen, Rhabarber nehmen müssen, so hätt' er einen treflichen Cursus moralis gemacht. Man hat mir gesagt, daß nicht alles in der Natur in so ganz gerader Linie fortgienge; und so könnte ja wol auch der Prinz, wenn man haben will, daß er einmal übern Thurm werfen soll, dem Nachbar in der Uebung zuweilen ein Fenster auswerfen, so gut wie unsre Kinder. Mit der Einrichtung der Lectionen will ich's kurz machen: denn die Leute könnten sagen, ichs verstünds nicht. Das aber glaub' ich doch gesehen zu haben, daß die Großen, hier wie überall, nicht auf Jahrszeit und Witterung achten mögen; sondern das soll alles wie der Blitz gesät, aufgegangen, gemäht, und eingethan seyn. Ich dächte, wenns auch nur um des Amusements willen wäre, so sollte man hübsch Eins nach dem Andern herantreten lassen. Die Erleichterungsmethode mag mir auch eine windige Methode seyn. Das Jagen und Fangen bleibt doch



*Abb. 1. Johann Heinrich Schmidt, Ansicht von Darmstadt.
Bleistift, Feder, Aquarell.*

einmal eine der edelsten Passionen in der Welt. Wie gut schläft sichs, wenn man auch nichts gefangen hat! man hat sich doch gerührt; das Ausstrecken, den herrlichen Trunk und Appetit überhaupt nicht zu rechnen. Mit der Ideen-Jagd möchts just so seyn. Wenns zu leicht ist zu treffen, das Ziel so nahe ist, der Gegenstand so stille hält, und ein anderer geladen und gezielt hat, so ist warlich keine Freude dabey, und kein Jäger wird man auch nicht! Sehen Sie, ich wäre bey nahe ins Schmälen gerathen, und das hasse ich doch so gräulich an andern Leuten. Ich wollte nur sagen, daß die kurze Zeit, die zu einer Prinzenerziehung da ist, lange nicht für alle die Wissenschaften zureicht, die hineingepuft werden sollen, und das ist ja der Großen ihre Schuld nicht, sondern da ist die Einrichtung der Welt Schuld. Von dem harten Herzen, das ihnen die Leute zuschreiben, mag ich auch nichts hören. Was können Sie davor, daß Sie kein andres haben: und gewiß hat unser Herr Gott gewußt, daß ihnen dieß Herz für ihren Stand gut wäre, sonst hätt ers ihnen nicht gegeben. Da sagt man immer: Sie geben nichts als Almosen und Trinkgelder! Sie fühlen nichts von dem Seelenleiden andrer! Da schreyt ein andrer: Sie haben kein Familiengefühl! Soll das auch noch ihre Schuld seyn? Und du Schreyer, wo hast denn du dein Familiengefühl her? Ist es nicht das Elend, das dich an dein Weib und Kinder bindet? Es ist warlich nichts, als das liebe Elend und Bedürfniß, und Gott hat auch darin als ein weiser Vater gehandelt, daß du's nicht fühlst, wie das zu gehen mag. Laß den Großen und Reichen ihre Pracht und Ueberfluß. Richte sie nicht! sie sind schon gerichtet; denn überall, wo die liebe aissance regiert, und Eins ohne

das Andere leben kann, gähnt sich auch der Mann und die Frau zu Tode.

Wo will da viel Liebe herkommen, wo sich alles darwider setzt, daß Eltern und Kinder einander nicht allein, und immer sehen können? Haben denn die Fürsten das Vergnügen ihre Kinder in ihrer Gegenwart dumme Streiche machen zu sehen? Da kommen sie präpariert, unter Anführung ihres Mentors und ihrer Minerva, zu gesetzten Stunden. Weil man ihnen so oft mit den Eltern gedroht oder geschmeichelt hat, so müssen sie sie für was anders als Vater und Mutter ansehen. Da stehen sie nun, und ihr moralischer Charakter sieht aus wie ihre Zeichnungen; zum Vorzeigen gut, Dank seys dem Meister, wenig daran auszusetzen; aber auch wenig davon ihre.

Sagen Sie mir nichts mehr von dem Despotismus, der jetzo den ganzen Erdboden bedecken soll. Das ist eine Materie, wie die von dem Luxus. Der ist, nach Proportion der Einkünfte in der kleinsten Wirthschaft eben so möglich, wie in der größten; ob es gleich äusserlich nicht so scheinen will. Wir Landjunker, und die Leute, die noch weniger sind, als wir Landjunker, haben oft solch' eine schändliche Unterdrückung der ihrigen auf ihrem Gewissen, als mancher teutsche Potentat nicht! Wer bey uns Privatleuten die armen Weiber und Kinder ausfragen mögte, der würde sich manche despotische Regierungsform abstrahiren können, wovon noch nichts in den Büchern steht.

Sehen Sie, so denk' ich, stehts mit den Lamentationen über unsre Großen. Die Umstände, die ich da angegeben habe, können beynahe an allen Höfen, und müssen gerade bey den besten Absichten der Erziehung am häufigsten

vorkommen. Von dem Unterrichts in der Religion mag ich nichts sagen, weil der so eingerichtet wird, daß die Religion heutzutage keinen guten und keinen bösen Einfluß mehr haben kann. Wie sie ihn zuschneiden, so ists ein Regenmantel, bey schönem Wetter nicht zu gebrauchen, und bey stürmischen auch nicht, weil er zu schwer ist. Deswegen hängt er auch bald in der Garderobe.

Lesen Sies immer dem Herrn W** vor, was ich da gesagt habe. Vielleicht giebs doch im ganzen Königreich Schemschian keinen Menschen, der vom Hofe so wenig zieht, und so viel gutes davon denkt, wie ich an meinem Camine; ob mir gleich der Kopf herumgeht, daß ich nicht in die Luft kann. Ich hätte schon längst dem Herrn W. ein Rehgen und ein halb Duzend Feldhüner auf der Post geschickt. Die Herrn Poeten sollen sich zu uns Jägern verhalten, wie die Stubenhunde zu den Hünern. Sie mögen das gerne genießen, was die andern gefangen haben. Wie gesagt, ich hätte an ihn gedacht. Allein das Wetter ist gar zu gelinde zum Verschicken. Leben Sie wohl, und gedenken Sie meiner, wenns Ihnen wohl geht – Das Wetter!

Ihr
gehorsamster Diener.

* * *

Ueber die Landschaft-Mahlerey,
an den Herausgeber des T. M.

Sie müssen aus langer Erfahrung wissen, daß bey dem litterarischen Handel und Wandel noch etwas mehr und besseres herauskomme, als daß man sich an Ehre und Lob, kaufmännisch zu reden, den Sack fülle. Die Freude zur Circulation des ganzen Staatsvermögens etwas beygetragen zu haben, ist doch auch zu rechnen, und dies ist eigentlich, was den Großhändler vom Krämer unterscheidet. Ihre Entreprise von Fuhrwerk, das wir den Teutschen Merkur nennen, muß Ihnen auch darum lieb bleiben, weils einmal im ganzen Reiche durchgeht; und wenns auch nicht allzeit, da es wie andre Postwägen zur bestimmten Zeit abgeht, vollkommne Fracht vorfindet, so bringt es doch zuweilen Rückfracht mit, die einigermaßen für die erste leichte Ladung entschädigt. Eine Idee erweckt die andre, und oft brauchts keiner andern Magie, als von einem Dritten gedruckt zu lesen, was wir selbst längst dunkel über eine Materie gefühlt haben, um uns zur Entwicklung dieser Ideen zu ermuntern. So gieng mirs mit dem Brief eines Ihrer Freunde, den Sie im Monat Julius über den Geschmack Teutschlands an der Kunst, oder wie es heißen mag, einrückten. Es liegen, deucht mich, in den paar Seiten manche Ideen in Windeln gewickelt, die einer nähern Beschauung werth wären. Der Mann hat alle seine Desideria, weil

er deren viele hatte, gedrunzen und kurz ausgeschüttet, und es dünkt mich nicht sehr unrecht, wenn man einige davon dem lieben Publiko teutscher Nation näher zur Beherzigung vorlegte. Dasjenige, was der V. von dem Studio der Landschaft sagt, scheint mir äußerst wahr, und kann nicht oft, und nicht nachdrücklich genug gesagt werden. Es gehört unendlich mehr poetisches Gefühl dazu, als zu andern Theilen der Kunst, eben gerade deswegen, weil so alles beynahe nur dem Geschmack und Gefühl überlassen, oder wie der Thor sagt, willkührlich ist, und die wenige Regeln so trockne Axiome sind, daß sie längst als höchst wahr anerkannt, und eben deswegen so wenig erwogen werden. Die meisten unsrer Kunstbücher sind in diesem Stücke nichts weiter als Aesthetik, Redekünste, *Institutiones styli*, Poetiken, u. s. w. Es ist nur immer die Rede davon, wie man die Verse machen müsse; aber wie der Poet, der sie machen soll, gebildet werde, kein Wörtgen, das instructiv wäre! Eben darum, weils so leicht scheint, ein Ding zu komponiren, das (wie Hagedorn sagt) einer Landschaft so ähnlich sieht, wie der Affe dem Menschen, so wagt sich mancher daran; und da, dünkt mich, wäre Verdienst genug, wenn man mit wenigem zeigte, wie schwer das Ding wäre, das so leicht aussieht.

Fürs erste gehört wohl eigentlich das große poetische Gefühl dazu, alles was unter der Sonne liegt, merkwürdig zu finden, und das geringste, was uns umgiebt, zu einem Epos zu bilden. Dies Hängen am Alltäglichen, am Unbedeutenden, wie's so viele Leute nennen, das Bemerkn, was so viele andere mit Füßen treten, die botanische Jagd, wo so alle nur Gras sehen, und das Auffassen desselben – was

den Charakter von Ihres Freundes Göthe Schriften und Denkart ausmacht – dies ist wohl die erste und distinktive Grundanlage des Landschafters. Wenn der Jüngling nicht in ewigen Träumen von Helldunkel gewiegt wird, wenn er nicht Stundenlang an einem Bache ruhn, oder von Wollust trunken das hohe Gewölbe des Waldes mit allen Gespenster-Erscheinungen von Streiflichtern und Schlagschatten anstaunen kann; wenn er nicht, von Spähsucht befallen, die dunkeln Gewölbe der Brücken und Kreuzgänge durchwandelt, oder nach der Dämmerung läuft, die so alles was von Licht und Schatten zerstreuet war in einen Bündel bindet – so ist er wohl zu seinem Beruf verstümmelt, und weg mit ihm zu einer andern Beschäftigung!

Das zweyte Merkmahl, das den Landschafter charakterisiert, ist wohl dieses: wenn er sich lange an Einem Gegenstande nähren, ihn mit Liebe umfassen, und sich auf viele Monate oder Jahre seine Hütte darunter bauen mag. Bloße flüchtige Entwürfe von einem gewissen Moment der Beleuchtung, oder einer Ansicht aus einem Fixen hohen oder niedern Augenpunkt geben nur grobe Ideen von Haltung an, und verführen leicht den Compositeur, nachher die Natur ohngefähr mit drey Tinten darzustellen. Zufrieden mit dem Ausdruck des Hauptgedankens denket er den Zuschauer durch Effekt zu blenden; allein der Kenner, der mehr sucht als Dekoration, forscht bald nach der Wahrheit des Detail, ob dieses nicht mangelt. Wird aber ein Gegenstand, und auch der dürftigste oft und lange besucht, von allen Entfernungen und Augenpunkten betrachtet, zu allen Tag- und Jahrzeiten umgangen, so merket man bald, was an ihm abstrakt, und was zufällig ist. Das einzige Mit-

tel, das Auge für Luft- und Linienperspektiv schnell und sicher zu bilden! Alle Geheimnisse und feste Gesetze der Natur werden enthüllt, und man lernt alsdenn beleuchten wie sie, Mannichfaltigkeit und Magie über schon tausendmal gesehene Dinge verbreiten, und dadurch den Ekel des Einförmigen vermeiden. Ausserdem welche Einsichten in die Gränzen der Kunst, von dem was darzustellen und nicht darzustellen ist, wenn man hartnäckig bey Einem Gegenstand ausharrt! welche Uebungen für die Hand, welcher Schritt zur festen Manier, und zur Erkenntniß der Wahrheit, und des Charakters jedes Dinges! Auch der sogenannte Fleiß in der Ausarbeitung, der so vielen Nicht-Kennern oft das schätzbarste ist, ohne daß sie wissen warum, wird dadurch mit Weisheit zum Zweck geleitet, durch die Gesetze der Haltung genährt, und in Schranken gehalten. Denn durch das öftere Wiederkommen und Versuchen hat man schon manches weg, worauf jetzo nicht mehr Acht zu haben ist, und der Eindruck und Ausdruck des Ensemble entsteht also natürlich. Die meisten stellen sich aber thörichter Weise die Entstehung dieses Begriffes als vorgängig vor allen Studiis vor, da er doch nichts als eine Folge davon ist. – Indessen hindern ihn diese umständliche Studia nicht, zuweilen flüchtige Entwürfe zu machen, oder eigentlicher zu reden, den Contour jedes Dings mit nackten dünnen Linien ohne alles Clairobscur zu packen zu suchen. Und gewiß muß ihn dieses Gelüsten oft genug anwandeln, wenn Muth zur eignen Manier bey ihm entstehen will. Nur sey dies eine Frucht seines Fleißes, und eine Kenntniß, die ihm jedes Werk der Natur nach einem langwübrigen Studio desselben eingeflößt hat.



*Abb. 3: Johann Heinrich Schmidt, Die Schneidemühle in Darmstadt.
Bleistift, Feder, Aquarell.*